

fungsmethoden der Sinne, psychologische Testverfahren, populationsgenetische Methoden, statistische Verfahren und graphische Darstellungsmethoden in aller Ausführlichkeit behandelt. – Wie soll man über all das ein Urteil abgeben? Zwei Beispiele, die für viele andere stehen, seien ausgewählt. –

1. *Beispiel*: Methoden der Humanethologie (I. Eibl-Eibesfeldt, 279–296). Die apparativen Methoden der Dokumentation, die dahinterliegende Strategie, die Auswertung des gesammelten Materials werden im Prinzip und an Beispielen dargestellt. Auch die theoretischen Grundlagen der vergleichenden Methode werden erörtert. Die Darstellung ist kompetent – kein Wunder, es wurde der Begründer dieser Forschungsrichtung als Autor gewonnen. – 2. *Beispiel*: Methoden der Zytogenetik (A. Rodewald, 299–342). Man erfährt schlechterdings alles, angefangen von Techniken der Zellkultur, alle Arten von Färbemethoden und Autoradiographie, Methoden zur Chromosomenidentifizierung (Bandentechnik, Fluoreszenz), Auswertung der Karyotypen, Erfassung von chromosomalen Polymorphismen, Analyse von Interphasenkernen und Untersuchung von Meiosestadien. Die Rezepte sind detailliert, die Abbildungen zeigen, auf welchen Standard man die eigene Präparationsfertigkeit bringen mußte.

Braucht eine philosophische Bibliothek ein solches Werk? Gewiß, mit der Methodenkenntnis der beiden Teilbände wäre man in der Lage, einen Fund wie den ‚Ötzi‘ fachgerecht zu bergen und in jede Richtung seiner Anatomie zu untersuchen. Dafür brauchten Philosophen wohl nur in Ausnahmefällen gerüstet zu sein. Aber um zu verstehen, was aus einem solchen Fund in der Presse gemacht wird, worauf strittige Interpretationen beruhen, wie fundiert eine wohltonende Theorie ist – dazu kann es hilfreich sein, einmal selbst die Tragfähigkeit der methodischen Voraussetzungen zu verstehen. Als Nachschlagewerk wird einen dieses Handbuch dabei nie im Stich lassen. Und: man darf bei dieser Qualität und Solidität gespannt auf die Sachbände sein.

CH. KUMMER S. J.

KARNETH, RAINER, *Anthropo-Biologie und Biologie*. Biologische Kategorien bei Arnold Gehlen – im Licht der Biologie, insbesondere der vergleichenden Verhaltensforschung der Lorenz-Schule. Würzburg: Ergon 1991. 366 S.

Das Buch stellt die geringfügige Überarbeitung einer Dissertation bei Wolfgang Lipp, Kultursoziologe in Würzburg dar, der mit seinem 1980 erschienenen Buch: „Biologische Kategorien im Vormarsch? Herausforderung und Aufgabe einer künftigen Soziologie“ in die Natur-Kultur-Debatte zwischen Biologie und Soziologie eingegriffen hat. Was lag da näher, als den in der Soziologie längst „kursgängig“ (15) gewordenen Exponenten einer biologischen Anthropologie, Arnold Gehlen, mit jenem ‚feindlichen Lager‘ in Berührung zu bringen, das die Schule um Konrad Lorenz für weite Soziologenkreise immer noch darstellt? Und, um es vorweg zu sagen, dem Soziologen Karneth ist diese Gegenüberstellung mit erstaunlicher Kompetenz und fachlicher Einfühlungsgabe gelungen. Zwei Gründe sprechen auch inhaltlich für diese Kontaktaufnahme: einmal ist Arnold Gehlen selbst in regem gedanklichem Austausch mit Konrad Lorenz gestanden und hat in seinen späten Werken viel von dessen Gedankengut übernommen (309); zum andern ist es höchste Zeit, daß das biologische Bild vom Menschen, wie es seit Gehlen in den Geisteswissenschaften kreist, einer gründlichen Revision durch neuere Befunde und Konzepte unterzogen wird. K. macht deshalb auch kein Hehl daraus, daß seine Sympathie weit mehr der Darstellung ethologischen Gedankenguts gilt als einer Rechtfertigung Gehlens. Allerdings ist bei einer Wertung der Bedeutung von Gehlen und Lorenz für eine biologische Anthropologie zu berücksichtigen, daß Lorenz eine Schule hinter sich hat, die seine Theorien beständig weiterentwickelte, was bei Gehlen so nicht der Fall ist.

Der Aufbau des Buches orientiert sich an der Chronologie in Gehlens Denken. Auf eine kurze geschichtliche Skizze der „anthropologischen Wende“ in der Philosophie (Kap. 1), bei der die Bedeutung der weltanschaulichen Krisensituation für die Abkehr vom Idealismus und die Hinkehr zur Natur herausgestellt wird, folgt die Darstellung dieser Wende im Denken Gehlens, die zum Programm einer „Anthropo-Biologie“ geführt hat (Kap. 2). Der Ausdruck soll besagen, daß Gehlen das Besondere des Men-

schen nicht nach idealistischer Manier nur im ‚Geist‘ festmachen will, sondern im Ganzen seiner biologischen Konstitution sieht. Die Grenze des spezifisch Menschlichen läuft also nicht zwischen Natur und Geist, sondern zwischen der menschlichen Natur und der tierischen. Entsprechend handelt das 4. Kapitel von dem, was Gehlen unter ‚Tier‘ versteht. Es wird deutlich gemacht, daß es hierbei um ein ‚Kontrastprogramm‘ geht: das Tier ist all das, was der Mensch nicht ist, und umgekehrt. Damit wird Gehlen, wenn schon nicht zum Begründer, so doch zum eigentlichen Propagator jener unseligen Tier-Mensch-Disjunktion, die seither jede Diskussion zwischen Geisteswissenschaftlern und Biologen so sehr belastet. Man kann dem Autor nur dankbar sein für die Klarheit, mit der er offenlegt, daß dieser ‚Wesensunterschied‘ in Wahrheit nicht Resultat einer sachgerechten Analyse der Vielfalt tierischen Verhaltens ist, sondern vorgefertigtes Philosophem, auf das hin die Fakten zurechtgeschneidert werden. – Mit den Kapiteln 5 und 6 kommen wir zum inhaltlichen Hauptstück des Buches: Darstellung der Lehre Gehlens vom ‚Mängelwesen Mensch‘ (Biologie als „Belastung“ und Kultur als „Entlastung“ des Menschen) und des „ethologischen Kontrastprogramms“, wie es mit der Lehre vom angeborenem Verhalten der Lorenz-Schule gegeben ist. Ist schon das „Mängelwesen“-Kapitel als verlässliches Kompendium der Anthropologie Gehlens anzusehen, so kann man das Ethologiekapitel als Kurzlehrbuch der vergleichenden Verhaltensforschung werten, das jedem Philosophen als Informationsquelle für die Lorenzsche Theorie dienen kann.

Nach dieser Gegenüberstellung der beiden Theorien kann eine ‚Synthese‘ derart erfolgen, daß gezeigt wird, wie der Anspruch Gehlens, eine in der Biologie begründete, und dennoch der Eigenart des Menschen gerecht werdende Anthropologie zu etablieren, von der Humanethologie eingelöst wird – nicht im Sinne einer typologischen Gegenüberstellung von Tier und Mensch, sondern im Verständnis der menschlichen Eigenschaften aus ihrer evolutionären Genese. Das große Zauberwort, mit dem der Autor hier versucht, in den Fußstapfen von Konrad Lorenz den „Hiatus“ zwischen Leib und Seele zu überwinden, ohne in einen ontologischen Reduktionismus zurückzufallen, ist das der „Emergenz“. Hier wäre in der Tat eine tieferegreifende philosophische Durchdringung erwünscht. Zwar kritisiert K. das Lorenzsche Fulgurationskonzept zu Recht als unzureichend, aber der dann beschrittene Ausweg in die Systemtheorie (R. Riedl) oder die Synergetik (Haken) führt keineswegs weiter. Das ‚Fulgurative‘ an Riedls Schichtenmodell besteht unseres Erachtens ja lediglich am nicht vorhersehbaren ‚historischen Faktum‘ des Zusammentreffens geeigneter Subsysteme, die sich zu einer ‚höheren‘ evolutiven Einheit integrieren lassen (ohne daß dieses ‚Höher‘ systemimmanent bestimmt werden könnte). Nach erfolgtem Zusammentreffen läßt sich aber das entstandene Neue im Rückblick als vollständig von diesen Subsystemen determiniert erklären. Genau das läßt sich aber für die Leistungen des menschlichen Geistes gegenüber den Fähigkeiten auch noch so intelligenter Primaten nicht nachvollziehen, erst recht nicht hinsichtlich des Seelischen gegenüber dem Materiellen. Darum bedarf es ja des Bildes (und mehr noch der Blendung) vom Blitzstrahl, der Fulguration, um die Kluft des unzureichend Erklärten unsichtbar zu machen. Und die Rede von der materiellen Selbstorganisation trägt zur Erklärung der subjektiven Kategorie des inneren Erlebens überhaupt nichts bei, weil die ‚Selbsttätigkeit‘, von der sie handelt, nur ein anderer Ausdruck für Spontaneität und Zufall ist, nicht aber für Subjektivität und Freiheit. Die von K. propagierte „Pluralisierung des Schichtenmodells“ zur „Entmystifizierung“ von Wesensunterschieden (258) ist also nichts weiter als eine Variante der beliebten Argumentationsstrategie vieler Selektionstheoretiker, den Abstand zwischen Wesensunterschieden in so kleine Zwischenschritte aufzulösen, daß am Schluß die Erhebung des Zufalls zum hinreichenden Erklärungsgrund nicht mehr auffällt. So verkommt das Schichtenmodell Nicolai Hartmanns allen gegenteiligen Beteuerungen zum Trotz doch zu einem ontologischen Reduktionismus. – Ein Wort sei auch noch gesagt zu der Kritik K.s an der Domestikationshypothese, der „Lehre von der Verhauerschweinung“ des Menschen bei Konrad Lorenz. Die schroffe Ablehnung, hauptsächlich aus Gründen einer gewissen – vorübergehenden – Ideologielastigkeit Lorenz‘ in diesem Punkt, überrascht bei der sonst so einfühlsamen Interpretation seines Systems. Kein Wort darüber, daß der springende Punkt nicht in einer – gewiß an-

greifbaren – ethisierenden Gleichsetzung von ‚natürlich‘ und ‚wertvoll‘ liegt, sondern in dem Faktum, daß Domestikation zur Auflösung der Nuancen-Empfindlichkeit unseres angeborenen Erkennens führt, und auf diesen Wahrnehmungs-Schemata basiert ein gutes Stück unserer ‚natürlichen‘ wie ‚vernünftigen‘ Moral. Lorenz' Domestikationshypothese liegt in diesem Punkt noch lange nicht ad acta, wie K. meint (248). Sie ist korrekturbedürftig, aber das gilt für fast alle Hypothesenbildungen der ersten Stunde, und sie ist unmodern. Aber gerade darum wurde hier eine Chance verpaßt. (Ob aus Reverenz vor der Meinung des Lehrmeisters Lipp?) Die Wiederaufnahme und differenzierte Weiterführung dieses Ansatzes könnte der Diskussion um ethische Normenfindung und -begründung nur förderlich sein. Und das letzte Kapitel wäre weniger dünn ausgefallen.

Im 8. Kapitel, das die Institutionenlehre Gehlens vorträgt, wird versucht, das Gegensatzpaar von Natur und Kultur, das für Gehlen ja unvermittelbar bleibt, mit Hilfe der modernen Selbstorganisationstheorie aufzulösen. K. macht sich hier die Position Norbert Bischofs zu eigen, der für das In-Gang-kommen selbstorganisierender Prozesse vier Voraussetzungen annimmt: (1) eine hinreichend große Zahl gleichartiger Elemente, (2) Fluktuation in ihren Zustandsbestimmungen, (3) Auftreten eines gewissen inneren Spannungszustandes aufgrund der Fluktuationen im System, (4) Möglichkeit zur Spannungsverminderung und damit Auftreten einer neuen Makrostruktur. Gegen diese etwas allzu intuitive ‚Soziothermodynamik‘ ließen sich zahlreiche Einwände machen, die aber in Auseinandersetzung mit N. Bischof diskutiert werden müßten. Enttäuschend ist aber immerhin, daß K. weder die Vieldeutigkeit des Begriffs (oder besser: Bildes) „Spannungszustand“ aufgegriffen hat (der doch bei Affen etwas anderes besagt als bei Molekülen), noch der Frage nachgegangen ist, wie denn aus solcherart entstandenen dynamischen Mustern natürlicher Sozietätenbildung die konservativen Strukturen kultureller Normierung werden können. – Das letzte Kapitel befaßt sich mit Gehlens naturalistischer Moralbegründung, dem zwar logisch angreifbarsten Teil in seinem Denken, der aber für das vorliegende Thema insofern von Bedeutung ist, als Gehlen hier seine alte Auffassung vom Natur-Kultur-Gegensatz (der Mensch ist von Natur aus nur durch seine Kultur positiv bestimmt) wenigstens der Sache nach aufgibt, indem er beim Instinktkatalog der Verhaltensforschung kräftig Anleihen nimmt, um die „Wurzeln ethischen Verhaltens“ aufzudecken. Auch in diesem Kapitel bleibt K. beim Referieren des Üblichen, sowohl, was die soziobiologisch begründete Ablehnung des moralanalogen Verhaltens bei Tieren angeht, als auch im lapidaren Zugeständnis, daß sich die ethischen Normen, wenn sie sich schon nicht aus der Natur des Menschen gewinnen lassen, doch auch dieser Natur angepaßt zu sein hätten. Gerade hier, bei den „Wurzeln“ unseres moralischen Verhaltens, die im Anschluß an Ch. Vogel durchaus brauchbar dargestellt werden (319), hätte eine emergentistische Rekonstruktion weit besser gegriffen als bei den „Wurzeln des Geistes“. Biologische Wurzeln der Moral heißt ja nicht, daß wir unsere Tugenden bei den Tieren wiederfinden könnten (diesen „naturalistischen Fehlschluß“ lastet man Lorenz zu Recht an, wenngleich ihn sein Hauptkritiker Wickler lange geteilt hat, bevor er ins soziobiologische Lager überwechselte), sondern daß in unserer tierischen Ahnenreihe Verhaltensmuster evolvierten, die als Material in unser moralisches Werteempfinden eingegangen sind. Daß sich mit der von Eibl-Eibesfeldt aufgedeckten universalen „Grammatik“ unseres Sozialverhaltens sehr wohl eine biologische Normenbegründung etablieren läßt, ist K. leider entgangen.

Indessen schmälern diese Kritikpunkte, die weit eher Meinung des Rez. als Fehler des Autors sind, nicht das eingangs getroffene positive Gesamturteil. Als sachkundig zusammenfassende Darstellung des Inhalts und der wichtigsten Kritikpunkte der Theorien von Gehlen und Lorenz ist das Werk von bleibendem Wert. Und von wieviel Dissertationen kann man solches schon sagen? Zu wünschen wäre eine publikumswirkzamere Zweitfassung mit einem weniger akademisch-peniblen Ambiente, etwa derart, wie es Norbert Bischof mit seinem „Rätsel Ödipus“ gelungen ist. CH. KUMMER S. J.